

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Die beiden Ecker. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die beiden Ecker.

Erzählung von Anton Schott.



aus dem Tale führt der holprige und steinige Fahrweg durch eine langmüchtige, enge und düstere Schlucht empor zu den sonnigen Höhen, wo es „am kalten Eck“ heißt, und wo sich vor Urväter Zeiten drei Höfe eingeknistet ins

Gereute des fast noch unberührten Bergwalds. Jahr um Jahr ist der Waldsaum ein erklecklich Stück zurückgewichen, und aus dem gereuteten und gerodeten Waldboden sind saftiggrüne Wiesen und ährentragende Felder entstanden, und heute bilden die Gründe der drei Höfe eine weitmüchtige Flur, durch die sich der Bergweg von einem Tale ins andere zieht, und zu deren beiden Seiten das Schwarzeck und der Geierkobel wie zwei getrene Hüter und Wächter ragen.

Wenn zur Winterszeit die Schneestürme über die Gegend brausen und toben, treiben sie es im kalten Eck besonders arg, und Schneemassen häufen sich dort zu fast haus hohen Wehen, aber wenn dann die Sonne wieder Platz und Raum kriegt und herniederzulachen vermag auf den stillen, weltabgeschiedenen Winkel, ist alles Stürmen und Toben des Frostriesen vergessen, und die Fluren schauen aus wie mit mullweichen, schwellenden und blühweißen Polstern belegt. An solchen klaren Wintertagen sieht man die Schneeblöße des kalten Eckes etliche Tagreisen weit ringsum in den Landen, und wenn es zur Auswärtszeit in den Talgründen und im Flachland schon zu grünen beginnt, leuchten die Fluren des kalten Eckes noch immer in schneieiger Weiße zwischen dem dunklen Waldesgrün des Schwarzeckes und des Geierkobels und unter der Bläue des Frühlingshimmels.

Bis dort oben die letzte Schneewehe zerschmelzen, fährt in den Talgründen die Sense schon wieder durch das zarte Grün der Grasbointen bei den Häusern, und im Winterkorn kann sich die Krähe verbergen.

Lahrer Hinfender Bote für 1913.

Im kalten Eck wär' es drei Viertelsjahre Winter und ein Viertelsjahr kalt, sagen und spötteln die Leute in den Tälern ringsumher, und gar mancher behauptet, er möchte dort oben nicht einmal begraben sein; aber den Leuten dort oben ist das kalte Eck die Heimat, und die Ruhe und der Frieden darüber ihr Lebensbedürfnis wie Luft, Licht und Nahrung. Sie wissen gar wohl, wie schön es auf dieser Höhe selbst im Winter ist, und sie möchten den Sommer und den Herbst nicht vertauschen um den besten Meierhof im Tale drunten.

Wenn in den Tälern noch die Schatten der Nacht lagern, umflirt die Höhen des kalten Eckes schon der zarte Anhauch des Morgenrotes, tagsüber vermag eins bei jeglicher Arbeit ein Stück Welt zu übersehen wie schier ein halbes Königreich, und des Abends erglüht wieder noch alles im Schein der Abendröte, wenn es in den Tälern beinahe schon geschlagene Nacht ist.

Nein, nicht um einen Meierhof möchte eines das Leben im kalten Eck vertauschen mit dem Dahinbrüten im Tale unten, das beinahe so verlaufen mag wie das Leben eines Molches in einem Brunnenloch, in das die Sonne tagsüber nur ein kurzes Zeitlein scheint und leuchtet. Das ist während der arbeitsegneten und mühe reichen Wochentage über schon der Fall, und nachher gar erst eine Sonntagszeit auf diesen Höhen! Da ist es, wie wenn der Himmel sich nieder senkte über die Gefilde mit seinem Frieden und mit seiner Ruhe und ein holdes Märlein auf Sammetpfötchen umher schliche und duftiges Rosengerant schlänge um jedes Haus, um jedes Herz und um jedes Sinne.

„Froh bin ich allemal, wenn ich heraufkomme aus dieser stickigen Luft,“ atmet der große Ecker auf, als sie selbdrift aus der Schlucht heraufkommen auf die Weidegründe des Brandwiesers. „Frei nochmals so leicht atmen tußt dich da heroben.“

„Wirklich wahr,“ schnauft der kleine Ecker, der aber fast um Kopfeslänge größer ist wie sein Nachbar, der große Ecker.

„Wenn es nicht wegen dem Herrgott wär' und wegen dem Kirchengen, mich sähe die ganze Zeit über kein Mensch im Tal unten,“ erklärt der dritte, der Brandwieser, und zieht schnarrend eine tüchtige Prise in seine etwas groß geratene Nase.

„Na, hie und da muß man doch hinunter, und es schadet nicht. Nachher geht man desto lieber wieder herauf und hält die Höhen mehr in Wert.“ So wieder der große Ecker.

„Unrecht hast gerade auch nicht, aber... wie ich schon gesagt hab'. Hörst nichts Schönes unten, Unfrieden, Mordtaten, Schandstückel und lauter so Sachen. Da lebst bei uns heroben wie in der ewigen Ruh', wie im Paradiese.“

„Nein, weißt, das ist schon ein bißel zu rund

für einen Spaß," sinnt der kleine Ecker. „Alle zwei ermorden wegen nichts und wieder nichts, wegen . . .“

„Na ja," macht es der Brandwieser in seiner unerschütterlichen Ruhe. „Überall gibt es etwas, und nirgends geht es geschliffen aus. Gibt den kleinen Leuten noch öfter einen Rippenstoß, wenn nicht gleich mehr.“

„Um!" knurrt der große Ecker. „Gelumpet' bleibt Gelumpet'. Haben ihren eigenen König abgeschlagen wie einen Wildhasen. Nachher brauchst eh' nimmer mehr zu wissen.“

„Gh' . . .“
„Wie der Wirt gemeint hat, daß es losgehen könnte . . .“

„Gemeint! Kommt ja der Herbst bald, und alle Winter wird Krieg geführt, wenn die Leute sonst nichts zu tun haben und nicht gerne aus den warmen Stuben gehen. Sobald die Arbeit angeht, ist der ganze Schwaz wieder aus.“

Vom Tale herauf hallt der Klang der Mittagsglocke, und alle drei ziehen die Hüte und richten übers Beten, wie es im Wald der Brauch ist.

Einem großen Garten gleich dehnt und breitet sich das Land um sie her, alles im schönsten Grün und im kräftigsten Wachsen, und alles voll Sonnenschein und Sonntagfrieden. Kein Lüftchen sächelt über die sonst recht lustigen Höhen und kein Vöglein piepst in Wald und Gehecke. Langsam und feierlich schwingt der Glockenklang aus dem Tale herauf und über die Höhe wie ein beseligender Gruß aus einer andern Welt, und langsam und feierlich meldet sich das Mittagsläuten aus dem andern Tale herauf. Langsam und bedächtig beten die drei ihr Mittagsgebet, und nichts stört ihre Ruhe und ihren Sonntagfrieden. . . . Was gehen sie der Welt Politiken und Händel an? Bis zu ihnen herauf ins kalte Eck verirrt sich nur alle Sonntag einmal ein bißel Gesage davon, wie das letzte Verhalten widerlichen Gezänkes, und keinen beirrt und behelligt es in seinem Sinnen und Trachten. Was kümmert sie weiter der Mord am Thronfolgerpaar? Sie haben diese Leute nie gesehen und nie gekannt, und es werden keine hungernden Waisen zurückbleiben. Ihnen ist diese Neuigkeit und das ganze Gerede darüber wie jede andere Neuigkeit, die allenfalls denselben Nachmittag noch einigemal erwähnt und besprochen wird, am nächsten Morgen aber schon wieder vergessen ist.

Der drei Männer Blicke schweiften über die Schöne der frühsummerlichen Gotteswelt hinaus und in die Runde, und als der Brandwieser das Kreuz gemacht und den Hut auf seinen struppigen Kopf gedrückt, fängt er zu nicken an.

„Im Land draußen färben sich die Felder schon.“
„Acht, vierzehn Tage, und man kann schon hie und da Mandeln sehen auf den Feldern.“

„Ah freilich. Diese Leute sind uns alleweil voraus . . . gutding um vier, sechs Wochen, in der Arbeit und in der Ernte.“

So schwätzen und reden sie wieder dahin miteinander, bis sie in die Nähe des einen Gehöftes kommen, das hartnahe am Wege liegt, und wo es seit jeher „beim großen Ecker“ heißt. Vielleicht hat ehemals einer dieser Besitzer den Nachbar an Körpergröße überragt, vielleicht hat er mehr Grund gehabt; wer weiß denn heute mehr, wie solche Namen entstehen und aufkommen? Heute stimmte es umgekehrt beinahe besser.

Vom Hofe heraus tollten ein paar Dirnlein.
„Vater! Vater!“ schreien sie schon von weitem. „Ich weiß etwas. Des Töden*) Türk hat unser schwarzschekiges Schaf zerrißen.“

„Geh!“
„Gewiß wahr. Der Steffel hat ihm nachher den Kopf abgeschnitten. Und den Hiesel hat der Türk auch in den Arm gebissen.“

„Na, das wär' mir wohl genug," entsetzt sich der große Ecker baß. „Den Buben auch gebissen . . .“

„Malefizvieh!“ ärgert sich der kleine Ecker, der Mathes. „Wenn das wahr ist, nachher . . . nachher hat er heut seine letzte Suppen gegessen.“

„Unscharf ist er schon, der Rabenbraten," urteilt der Brandwieser als Unparteiischer. „Könntest noch einmal eine rechte Zwidrigkeit kriegen damit.“

„Werden ja sehen," drückt der große Ecker, der Peter, zwischen Entsetzen und aufwallendem Mergel heraus. „Eines Schafes wegen stände es wohl nicht dafür, daß eins eine Weil herumredete und Geschichten und Schnacksen machte, trotzdem es gar nicht sein müßte, daß einer so einen bissigen Hundsteufel hält, aber ein Kind heißen, sel ist doch schon ein bißel stark.“

Sie biegen vom Weg ab und hinter dem Stadel gegen den Hof ein und es redet nur mehr der Brandwieser; die zwei Ecker wissen keiner recht, was sie vorläufig zu der Bescherung sagen sollen.

Auf einem Schragen neben dem Wassergrande liegt das getötete Schaf, und die zwei Knechte, der Steffel und der Jost, stehen dabei und bedauern, daß nicht einmal mehr das Fell zu brauchen wäre, das eine ganz schöne Pelzmütze gegeben hätte. Im übrigen könnte man es gerade für kein allzugroßes Unglück betrachten, weil damit zumindest ein bißel Abwechslung in die Kost käme.

„Na also!" kreißt der Peter, da er die Bescherung sieht. „Hätte gerade nicht sein müssen, mein' ich. Wäre nicht notwendig gewesen.“

„Zu geschenehen Dingen muß man allemal ja sagen," sucht der Brandwieser zu vermitteln.

*) Paten.

„Das Schaf ist wohl hin, aber . . . es ist alleweil noch keine Ruh. In der Nachbarschaft, mein' ich . . . Und in der Kuchel ist so etwas alleweil zu brauchen.“

„Wegen einem Schafe!“ stößt der Mathes geringschätzig heraus. „Nimmst dir halt ein anderes von mir. Schaf ist Schaf.“

Da kommt die Eckerin heraus, die Nani, und zieht den verweinten und noch alleweil vor Schmerz wimmernden Buben hinter sich her.

„Da schaust, Mathes!“ zetert sie mit wutfibernder Stimme. „Unser bestes Schaf, und wie der Bub zugerichtet ist! Ein Trumm herausgerissen aus dem Arme wie beinahe eine Hand. Schau dir die Geschichte nur an!“ Und sie will den Arm des Buben wieder aufbinden und die Wunde zeigen, aber der Mathes wehrt heftig ab.

„Laß gehen! Hör auf! Ich glaub' es eh', und . . . ich kann so etwas nicht anschauen, ich . . . ich . . .“

„Redet euch morgen darüber aus!“ rät der Brandwieser. „Nur nicht in der Fähen! Seid wohl Gewattersleute untereinander, aber in der Aufregung sagt man oftmals ein Wort, das nicht so arg gemeint ist und nachher anders genommen wird . . . du gibst ein anderes Schaf her, Mathes, und räumst den verzweifelten Hundsdracken weg . . .“

„Gewattersleute!“ plagt die Eckerin in ihrem Aerger heraus. „So ein Kind kann sich bedanken, wenn es vom Hunde des Läden . . .“

„Spitz es nur nicht gar so genau zu!“

„So ein Vieh gehört angehängt oder weggeräumt.“

„Wird alles werden,“ verspricht der Mathes in währendem Fortgehen. „Wird alles geschehen, und wird schon wieder recht werden. Derentwegen fällt der Himmel noch nicht ein.“

Der Eckerin aber ist, als ob in ihrer Brust ein Knödelhäfen wäre, in dem es nur so sotte und wallte, und von dem der Dunst ab und zu einmal den Deckel in die Höhe stoßen müßte, um wieder Platz und Raum zu kriegen. Sie ist sonst ein seelengutes Leut, aber des jähnen Aergers vermag sie nicht Herr zu werden.

„Lang genug wissen sie es schon, daß der Hundsteufel heißt,“ zetert sie weiter. „Nein! Ein Unglück muß zuerst geschehen . . .“

„Jetzt ist's derweilen noch keins,“ trägt der Peter ab, „jetzt . . .“

„Ist noch keines, jagst?“ ereifert sie sich. „Nicht übel! Das beste Schaf hin, der Bub ein Dürftling,*) wenn der Dunner sein Gespiel treiben will, und . . . und . . . Schau dir halt einmal den Arm an!“

Sie bindet den verwundeten Arm des Buben

*) Mensch mit einem Gebrechen. Wahrscheinlich von „dürftig“ oder „bedürftig sein“ kommend.

auf, und da wird selbst der Peter etwas dickschädelig. Eine grausliche Wunde, und . . . solches braucht man sich nicht so ohne weiteres gefallen zu lassen, selbst wenn man in der Gewatterschaft ist.

„Mir scheint, sie verstehen mich,“ nimmt er sich vor und geht ins Haus, sich des Sonntagsgewandes zu entledigen.

Unterdessen kommt der Mathes, der kleine Ecker, heim. Sonst hat das Hundevieh immer eine mordsmäßige Freude geäußert, wenn er ge-



Vom Hofe heraus tollen ein paar Dirmlein.

kommen, heute aber drückt es sich schon gegen die Schuppe hinüber, als es feiner und seines unwirschen Geschaues ansichtig wird. Entweder ist er sich seiner Missetat bewußt, oder er wittert am Gehaben des Herrn Uebles. Den Mathes jedoch übermannt der Fähorn beim Anblick des Unheilstifters; er packt ein im Hackstocke steckengebliebenes Handbeil und wirft es mit aller Wucht nach dem Friedensstörer. Ein geller Aufschrei, und das Hundevieh überschlägt sich und strampelt nur mehr ein Zeitlein mit den Füßen. Das Hackel ist ihm tiefmächtig in den Körper gedrungen und hat seinem bissigen Leben ein End' bereitet.

Er schaut sich nicht weiter um, geht in die Stube und fragt gleich der Geschichte nach.

So weit wäre die Sache schon so, erzählt man dort, aber die Schuld hätte der Hiesel selbst. Er hätte den Hund an sich gelockt und an das beständig von der Herde wegstrebende Schaf gehegt. Ein Hund hätte natürlich nur einen Hundeverstand, und so wär' es halt gekommen, wie es eben ist. Der Hund hätte das Schaf eingeholt und zerrissen und auch den Unverstand, den Hiesel, gebissen, als der ob des angefangenen Unsinns auf ihn eingehauen.

„Gerade so ist's gewesen,“ bekräftigt der Girkel, dem heuer die Obhut des Weideviehes im kleinen Eckhofe anvertraut ist. „Rein bissel anders ist es hergegangen, und wenn der Hiesel selbst da ist, kann er es nicht anders sagen.“

Der Mathes steht eine Weile wie hellauf ein Baumstumpfen. Wenn es so ist, liegt die ganze Schuld auf der andern Seite, und das ganze Wetter ist unnötig angefangen. Wenn der . . . Dämmel den Hund in Ruh gelassen hätte, wär' alles ausgeblieben, und da er es nicht getan, möge man nur ihn verantwortlich machen. Und jetzt wird die ganze Brühe gleich fertiggekocht, daß jeder Teil auf den richtigen Geschmack kommt.

„Geh gleich mit!“ schafft er dem Buben. „Die Geschichte muß gleich richtig ausgeredet werden, und du . . . du Hanns!“ wendet er sich an den Knecht, „dir weiß ich derweil eine Arbeit. Gerade hab' ich das Hundsvieh halb oder ganz erworfen. Hämm es weg!“

„So?“ schrillt die Bäurin hart auf. „Der hätte etwa gescheiter sein sollen wie der Haspel von einem Buben? Wer wird jetzt . . .?“

Aber der Mathes gibt keine Antwort mehr. Er hastet mit dem Buben gegen den Nachbarnshof hinüber und fängt gleich an, trotzdem sich die Leute soeben zu Tische und zum Mittagsmahle gesetzt.

„Also: das werden wir jetzt gleich hören, wie es sich gespielt hat,“ stößt er verärgert und hart heraus. „Wie ist's gewesen, Girkel?“

Der Bub erzählt dasselbe, das er vorhin drüben als Aufklärung gegeben, und unterdessen fängt der Hiesel wieder zu jammern und zu heulen an. Dazwischen aber schreit er ein um das andere Mal: „Nicht wahr ist es. Mutter, er lügt . . . er lügt. Ich . . . ich hab' gerade nur einen Spaß gehabt.“

„Mit so einem Hunde ist kein Spaß zu haben,“ trumpft der Mathes nun auf, da der Beweis der Schuld auf Umwegen gegeben worden. „Ein Hund hat keinen Verstand, aber so ein . . . ein Dämmel könnte schon so viel haben, daß er kein solches Stückel anfängt. Ich sage nicht mehr, und das, meine ich, ist gesagt genug. Herausgestellt hat sich, wer die Schuld trägt, und mehr brauch' ich nicht.“

„So einen Hund hängt man überhaupt an,“ schreit die Nani dazwischen.

„Jetzt ist er halt nicht angehängt gewesen, und der . . . der Unverstand hätte ihn nicht zu hegen brauchen.“

„Wenn d' nicht eh' schon gestraft genug wärest, knüllen täte ich dich wie einen Nuhack,“ ärgert sich der Peter über den Buben, dessen Unüberlegtheit hübsch klar erwiesen.

„So sagt man, ja,“ empört sich die Nani ob der Drohung. „Ein Kind! Was versteht denn ein Kind? Und du . . . du Eugenschippel!“ wendet sie sich an den Girkel. „Wie kannst denn sagen, daß der Hiesel . . .?“

„Weil es wahr ist,“ besteht der trutzig.

„Jetzt sind wir schon wieder fertig,“ bricht der Mathes den Streithandel ab. „Wissen tut ein jedes, wie es zugegangen ist, und daß der Hund . . . einen Spaß hat machen wollen, und wie der Spaß ausgefallen ist, müßt ihr mit ihm abmachen. Mein Hund ist noch nicht in die Schul' gegangen wie euer Bub!“

„Nuh ist von den Knöpfen gar keiner etwas,“ verallgemeinert der Peter. „Einem jeden gehört halt eine feste Tracht.“

„Und das Schaf kannst dir mitnehmen,“ feist die Nani.

„I beileibe!“

„Nachher sind wir fertig miteinander.“

„Eh' meinetwegen auch.“

Er wendet sich der Tür zu und schiebt den Buben vor sich hinaus. Der Handel ist soweit ins reine geredet, daß ein jedes weiß, wie und was, und wenn die Gevatterin will, daß man fertig sein soll miteinander, so kann man sich schon in ein solches Verhältnis finden.

Das kalte Eck steht am nämlichen Orte wie zwei, drei Stunden vorher; die Sonne strahlt in derselben Reine und Wärme hernieder, und derselbe Sonntagsfrieden liegt über den einödigen Fluren und Gefilden, und dennoch deucht einen wie den andern, es wäre ein anderer Tag und ganz ein ander Wetter.

Die leidige Hundsgeschichte hat hüben und drüben verstimmt, und die Verstimmung frißt sich in die Herzen der Leute wie der Rost ins blankte Eisen. Dazu gesellt sich der leidige Trutz, dem es unter solchem Schatten und unter solchen Verhältnissen recht wohl tut, und der Frieden macht Anstalten, sein Ränzeln zu schnüren.

Nach dem Essen nimmt der Mathes seine Büchse und geht in den Wald hinauf. Sonst ist er in der Regel zu dem oder jenem Nachbar auf ein Pläuschlein gegangen; aber heut ist er verärgert und mag nicht. Zum Gevatter hinüber ginge er auf keinen Fall, und beim Brandwieser ist es auch so eine Sache. Darf gerade der Peter hinkommen, hat es schon ein Eck.

Also geht er jagen.

Trübinnend steigt er die Hutweiden hinan, und trübinnend schlendert er durch den Jung-

wald aufwärts, und auch das Umherpähen nach etwas Schiebbarem verdrückt ihn. So eine Narretei kann einem den schönsten Tag und die geruhigste Zeit verleiden.

Unter der Felsenkuppe des Geierkobels setzt er sich nieder, schaut wie hellauf träumend in die prangende Welt und in den sonnigen Tag hinaus und sinnt in seiner grübelnden Weise hin und wider, bis ihn ein Wetter aufstört, das um halben Nachmittag herum über das Schwarzeck heraufsteigt und von fernher schon tost und sumset, als führte es die Zerprellung der ganzen Welt im Schilde.

Da macht er sich auf und trachtet heimzu.

Auf der Dedheide unten hasten des Gevatters Kinder an ihm vorbei wie eine Kette aufgestörter Wildhühner, und diesem Nichtsnutze merkt eins gar nichts mehr an, daß er am Vormittage verwundet worden. Wird wahr-scheinlich kaum so arg sein, und . . . es ist nur im jähen Ärger guten Haus-

Herolde eines ganz Gewaltigen kommen sie daher mit Wucht und Wilde, und die Lüfte füllt ihr Pfeifen und Tosen. Von Wegen und Feldern treiben sie den Staub gleich Nebelschwaden vor sich her, und das Laub der Bäume leistet ihm Gefolgschaft.

In kurzer Zeit ist der Himmel so finster wie eine Kuchpfanne, und über dem Erdboden verflechten sich die Schatten zum unheimlichen Dämmern, so daß man in den niedrigen Stuben beinahe das Licht anzünden müßte. Dazwischen zucken und lohnen die Blitze und krachen und brechen die Thorer, als wollte der jüngste Tag mit all seinen Schrecknissen anbrechen.

Der große Eckel rennt noch rasch in Stadel und Schupfe und wieder zurück, um alle Türen und Tore zu schließen und dem Sturm keine Handhabe zum Schadenstiften zu lassen, und seine Bäurin schlägt Kreuz um Kreuz und ruft alle Heiligen um Schutz und Beistand an . . . Der jüngste Tag bricht an, und die Welt geht unter.

„Schaut eh' nimmer schön her,“ murrte der Steffel gleichmütig. „Und wenn gar noch einmal Krieg werden sollte, wie es heißt, ist es Kappen getauscht, ob man so hin ist oder so. Weinetwegen soll es mir zutun.“

„Es tät' es auch, wenn es dir nicht recht wäre,“ grinst der Jobst und stopft sich sein Pfeiflein.

Eine gute Weile wütet der Wettersturm wie ein Wilder, und Dach und Gebälke ächzen und knarren unter seiner Wucht und Kraft, dann aber legt er sich, und ein Regenstrom beginnt niederzurauschen, als wollte eine zweite Sintflut über die Erde hereinbrechen. Nebeldicht rinnen die Wasserstrahlen aus dem Wettergewölke, im Augenblicke sind alle Scharrinnen zu Klein, und in Vaterunfers Länge rauscht und gurgelt es an den Fenstern vorbei wie hellauf ein Mühlbach.

Ein Wolkenbruch! Alle . . . alle Heiligen Gottes! Stünde alles so wunderschön auf den Fluren ringsum, und jetzt vergießt und verschwenmt es jegliche Frucht!

„Wasserkehren!“ hastet der Peter heraus und sucht gleich nach einer alten Toppe, an der nimmer viel zu verderben ist, und auch die beiden Knechte raffen in der Eile solches Zeug zusammen, und nachher geht es hinaus in das Wetter und Gießen, die erdsfarbenen Wasser dorthin zu leiten, wo sie am wenigsten Schaden stiften können. Entlang des Hauses werden in der Eile Pflöcke eingeschlagen und daran Bretter gelehnt, an denen die Gieße sich stoßen und ablenken soll, und nachher strebt man die Viehtrift hinauf, die sich gegen das Schwarzeck hinaufzieht, und nach der das meiste Wasser herab-walkt.

Wo die Felder zu Ende sind und die Weide-



Er wendet sich der Tür zu und schiebt den Bubens vor sich hinaus.

hund abgetan. Wohl klagt sich auch der Brandwieser über das Vieh, aber . . . ein Haushund in einem Einödhofe muß ein bißel scharf sein, sonst fürchtet sich niemand vor ihm.

Schreiend und johlend stürmen die Kinder dem schützenden Dache zu und heim zu den Eltern, und bald nachher segnen auch schon die ersten Windstöße über die Hochfläche. Wie die

gründe anfangen, liegen ein paar Gräßlinge,*) die man feinerzeit einmal als Anhänge und Hemnmittel an die Wagen gehängt und dort, wo man sie nimmer gebraucht, abgefettet und vorläufig liegen gelassen. Die wirft der Peter nur gleich der Quere nach über den Weg und über die Trift. In kurzer Weile werden sie verstanden und das Geäste sich verschlammten, und die Wasser werden sich einen neuen Weg über die Weide suchen müssen.

„Das geht dem kleinen Eckel ins Winterkornfeld,“ stellt der Steffel vor und deutet nach der Richtung, in der sich die Wasser nun bewegen; aber der Peter schupft nur die Schultern.

„Soll er auch wieder abkehren! Zu so einer Zeit muß jeder nur nach dem Seinen schauen.“

„Wenn es einen Klaghandel setzt . . .“

„Soll ihn setzen, wenn es kann! Wetter ist Wetter. Wir haben auch aus der Hütten gemußt.“

Heraufzu sind sie bis über die Knie im Gießwasser gewatet, hinunterzu merken sie schon, daß kaum mehr die Hälfte des Wildwassers rinnt. Die Gräßlinge tun ihre Schuldigkeit; aber der Steffel hat nicht unrichtig gemutmaßt. Alles vom Schwarzeck über die Weidegründe niederströmende Wildwasser prallt daran ab, drängt in einem alten, verwachsenen Wege weiter und bricht von der Ebene aus in des kleinen Eckers Winterkornfeld.

Als gen Abend das Wetter ausgetobt und der goldige Sonnenschein wieder vom klarblauen Himmel herniederstrahlt auf die verregnete und verschwemmte Erde, läuft mitten durch des kleinen Eckers Winterkorn- und Erdäpfelfeld ein wegbreiter und stellenweise banktiefer Graben herab, in dem die schmutzigen Gießwasser gurgeln und brodeln.

Alle! . . . Alle!

Der Mathes steht und schaut eine Weile wie völlig ein Narr, und nachher hastet er zur Weide hinauf, um Nachschau zu halten, wie denn solches möglich geworden. . . Ja, natürlich! Wenn man die Wasser mit Absicht und Gewalt hinüberleitet, muß es also kommen. Aber das ist entschieden eine vorsätzliche und überlegte Bosheit, ein Trutzstückel und so weiter, und das braucht sich ein anderer nicht gefallen zu lassen. Wegen einer Kleinigkeit stünd' es nicht dafür, daß einer den Mund aufmachte und etwa das Uebel ärger machte, aber was nicht recht ist, ist eben nicht mehr recht. Das ist keine Kleinigkeit nimmer, und . . . das muß nicht sein.

Er geht geradeswegs zum Brandwieser und fordert den, als Zeugen mitzugehen und sich diese Bosheit anzusehen.

*) Halbshüssige, von unten auf beästete Nadelbäume.

„Nur keine Händel nicht!“ versucht der zu vermitteln. „Nur dem Gerichte nicht kommen! Wär' eine hellige Schand', wenn ein Mensch darum erfährt: Eh' nur drei Häuser im kalten Eck, und diese können sich nicht vertragen.“

„Schau dir nur zuerst das Hexengeßpiel übereinander an, und nachher redest!“

So geht denn der Brandwieser mit und schaut sich den Schaden an; aber wie er den mordsmäßigen Graben sieht und nachher die quer über den Weg gelegten Gräßlinge, stapft er zum andern Eckel hinunter und nötigt den mit hinauf zur Beschau.

„Ich hab' es doch gleich gesagt,“ erinnert der Steffel gewichtig.

„Bei so einer Zeit muß ein jeder auf sich selbst schauen,“ verteidigt sich der Peter. „Ich hab' das Wasser von meinem Grunde gelenkt, und er hätt' es halt auch tun sollen, der Mathes.“

„Du hast nichts verloren oben,“ schrillt die Rani in ihrer Weise heraus. „Was es ist, das ist es, und durch das Anschauen wird es nimmer anders. So ein Wetter macht jedem Schaden. Kann eh' nur eine Strafe sein für . . .“

„Mit so einem Schwage wenn d' mir aber nicht gingeßt!“ rügt der Brandwieser. „Wenn eines reden wollte . . .“

„Du gehst halt einmal nicht!“

„Brauch' eh' nicht,“ folgt ihr der Peter. Was sagte er auch zur Rechtfertigung, daß er die Gräßlinge so unüberlegt über den Weg geworfen? Wenn ihm etwas nicht recht ist, wird er schon wissen, was er zu tun hat. Er soll halt gehen und soll . . . das Wetter verklagen. . .

*

Den nächsten Tag steigt der Mathes die Hängen hinunter gen Tal, um den Gevatter und Nachbar zu verklagen, und öfter denn einmal kommt es ihm in den Sinn und das Simen, wie friedlich und einträchtig sie gestern noch aus der Kirche heimgegangen. Wenn ihnen da eines gesagt hätte, daß die untergehende Sonne Zorn und Zwistigkeit bescheinen würde im kalten Eck oben, hätten sie ihm einer wie der andere hellauf ins Gesicht gelacht: Nicht möglich; solches gibt es auf dieser Höhe oben nicht, wo einer auf den andern angewiesen ist. . . Und heute hat eben der Dunner schon sein Geßpiel.

Etwas wie ein Vergleich oder eine philosophische Betrachtung über die Wandelbarkeit der Menschen und deren Freundschaften geht ihn an; aber er bringt es in seiner schlichten Weise nicht weiter wie bis zum Nächstliegenden: wie das Wetter, wie lediglich das Aprilwetter.

Vom Tale unten schaut er zufällig einmal zurück und hinauf gegen die Höhen, aber er schüttelt unwillkürlich den Kopf. Ist Klappen

getauscht, unten oder oben nur . . . sonst ist es oben schöner.

Bei Gerichte schickt man ihn zum Advokaten; erstens wäre heute nicht der Tag zur Entgegennahme mündlicher Beschwerden und Klagen, zweitens hätte man keine Zeit dazu, und drittens wär' ein solcher Handel ohne Advokaten nicht zu schlichten. Ein ungerader Gedanke schwirrt durch seinen Kopf, aber er nickt nur und geht. Mit so Kunden ist nicht gut Kirichen essen, und sie haben allemal das längere Trumm in ihren Händen.

Der Advokat hat natürlich sofort Zeit, daß er die Klage aufnimmt und zu Papier bringt; aber . . . er muß zu seiner Deckung einen Vorschuß haben, der beinah so viel ausmacht, als nach oberflächlicher Schätzung der Schaden überhaupt beträgt.

„Mir scheint, da laß' ich es gehen,“ entschließt sich der Mathes, nickt ein paar Male vor sich hin, läßt den Advokaten reden und schwätzen was er will und geht.

Im nächsten Wirtshaus kauft er sich eine Maß Bier und einen Becken und hört den Reden zu, die da unter den übrigen Gästen geführt werden. . . . Es schaut ganz darnach aus, als ob es etwas geben würde. Die Mordtat in Serajewo scheint ein angestifteter Handel zu sein, und die Anstifter dürften sicher trachten, daß sie ihre Hexenjuppe dabei kochen können. Uebrigens verlautet schon hie und da, daß einer einberufen worden, der nicht an der Reihe wäre.

Er sagt nicht ja dazu und nicht nein, kaut an seinem Becken und trinkt sein Bier und denkt sich, daß manchmal schon so eine zwiespältige Zeit sein möge, die allem Frieden und aller Ruh' abhold ist, im kalten Eck oben und in der Welt draußen.

„Wenn das Gelumpert einen richtigen Ernst sieht, duckt es sich schon wieder,“ mutmaßt der Wirt. „Ist im Neunerjahre so gewesen und im Zwölfer auch.“

„Da ist der Ruß' noch nicht fertig gewesen,“ gibt ein Rotbart zu bedenken.

„Heute etwan?“

„Wie es herschaut schon. Der hat die Zeit ausgenutzt und alle andern nur so gefoppt mit seinen Probemobilisierungen.“

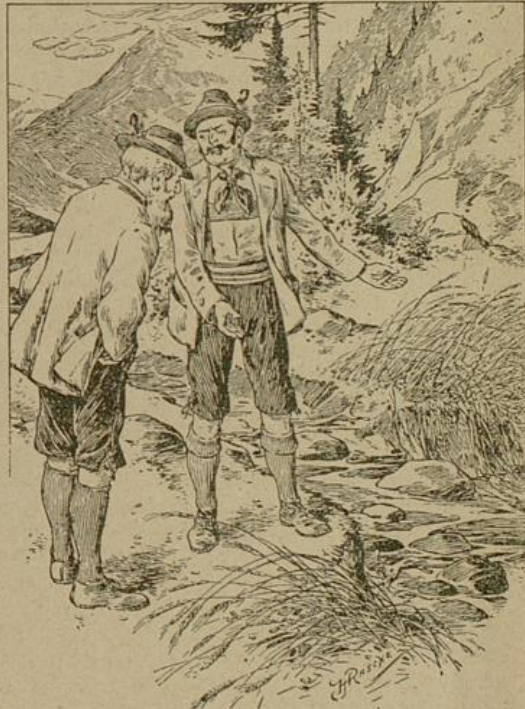
„Die brauchen wir nicht,“ redet ein Bäcker davor. „Wenn es bei uns heißt: Der da! nachher sind wir zu jeder Stunde da. Verstehst?“

Der Mathes zahlt seine Zech und macht sich wieder auf den Heimweg. Seinetwegen sollen sie kochen und brauen, was sie wollen. Er ist über diese Zeit hinüber, und die Buben haben sie noch nicht erreicht.

Sinnend und strubelnd stapft er heimzu, und mitunter wird ihm, als müßt' er sich selbst

beim Kragen fassen und weiblich durchbleuen. So einen schönen Tag verträdeln und versäumen und . . . doch nichts richten und nichts erwirken! So viel Vorschuß zahlen und nachher erst noch warten müssen, wie die Geschichte ausgeht? Nein, er nicht, und wenn es nochmals einen Graben wühlt durch seine Gründe.

Im kleinen Eckhose scharrt der Peter Sand und Gerölle von der Stadeleinfahrt, als er vor-



So geht denn der Brandwiesler mit und schaut sich den Schaden an.

beikommt, und der schaut eine Zeitlang so an ihm und an seinem finsternen Gesichte . . . dumm genug wär' es, wenn er klagen gewesen wäre und eine Gerichtskommission käme. Ein Fünfsziger würde kaum langem, und es könnte recht leicht sein, daß er derjenige wäre, der ihn zahlen müßte. Ja, wenn die Gräßlinge von eh' schon so gelegen wären . . .!

„Daß müssen schon verschergen*) rennen,“ redet er vorwurfsvoll, und eine gute Lust drängt sich ihm auf, den Gevatter und Nachbarn um gültliche Austragung anzugehen. „Als ob dir die den Graben herausbeißen könnten aus dem Felde.“

„Meine Sach,“ bedeutet der Mathes kurz. „So gescheit hättest sogar unter der Woche sein können, daß das kein gut tut.“

„Denkst im Augenblicke du an alles,“ sucht er einzulenken, aber derweilen kommt die Mami

*) Verklagen, den Schergen zu Hilfe rufen.

über die Gred heraus und fängt gleich zu schreiben und zu schimpfen an. Ein Wort gibt das andere und eine hitzige Rede die folgende; es entsteht eine richtige Streiterei und Schimpferei, und schließlich reißt dem Mathes die Geduld, und er wirft den Nachbar und Gevatter ein paar Klaster weit gegen das Stadelock.

Den nächsten Tag gehen alle zwei zu Tale und ins Städtel und klagen. . . .

Trotz des sommerlichen Sonnenscheines, trotz alles Blühens und Prangens auf jeder Handbreite Grund und Bodens und trotz aller Schönheit ringsum kommen den Bewohnern des kalten Ecks die folgenden Zeiten vor wie die totschlächtigen Zeiten im toten Herbst, und jedes leidet unter dem unheimlichen und freudraubenden Drucke, den der Unfrieden nach allen Seiten hin ausübt. Jedes Gehöfte scheint mit einem turmhohen Bretterzaun umgeben zu sein und jedes Herz mit Disteln und Dornen umhüllt. Man ist dem Nachbar gram und sich selbst und aller Welt nicht gut; man sehnt zuzeiten den gewohnten Frieden herbei und nimmt sich doch wieder vor, nicht nachzugeben, komme es, wie es kommen wolle. Wenn andere Leute so sind, muß man eben auch so sein.

Es kommen die Vorladungen und es wird eine Tagfahrt angefetzt, und am bestimmten Tage richten sich sowohl der große als auch der kleine Ecker zum Gange ins Gerichtstädtlein; aber der eine nimmt den Weg vom Hause weg über die Weidegründe beim Schwarzeck, und der andere entlang der Hänge des Geierkobels. Jeder reimt sich in währendem Gehen zusammen, was er wider den andern vorbringen könne und vorbringen müsse, und jeder verhofft und wünscht den Ausgang der leidigen Geschichte zu seinen Gunsten. Keiner sieht den flirrenden Sonnenschein ringsum, keiner hört das Singen der Vögel und das Säuseln des Lufthauches im Geäste des Hochwaldes, und jeder wähnt sonst keinen Menschen und kein Wesen auf der ganzen weiten und zauberschönen Welt als lediglich sich und seinen Gegner.

Vor dem Gerichtshause treffen sie zusammen, aber der eine schaut rechts und der andere links, und der Peter spuckt sogar aus, als hätte er aus seiner Pfeifenpitze eklen Tabaksaft in den Mund gezogen.

Man ruft sie vor, und nach weitschweifigem Hin- und Herreden der Advokaten wird ein Vergleich beantragt. . . . Vergleichen? Kommt' einem einfallen, dem wie jenem? Jeder die Halbscheid der Kosten tragen, nachdem . . . jeder im Recht ist? Ja, wahrhaftig: kommt' einem einfallen! So kommt es zur gerichtlichen Verhandlung, und der Richter fällt das Urteil. Der eine, der große Ecker, war wohl berechtigt, sein Hab und Gut durch Ableitung des Gießwassers zu schützen, aber er hätte sich dabei

auch vergewissern sollen, ob es möglicherweise nicht auf diese Art dem Nachbar Schaden zufügen könne. Und der andere, der kleine Ecker, hätte eben auch nachsehen sollen und vorbeugen, damit ihm dieses Elementarereignis keinen Schaden verursache. In dieser Weise hätten sich die beigezogenen Sachverständigen ausgesprochen, und aus diesem Grunde hätten beide Schaden und Kosten zu gleichen Teilen zu tragen. Den anderen Fall betreffend hätten beide Parteien zugegebenermaßen geschimpft und gelästert, und zumal die Tätlichkeit ohne weiteren Nachteil an Körper und Gesundheit . . .

„Alle . . . alleluja!“ pfaucht nun der Mathes vor heller Wut. „Das . . . nein, das ist schon ganz heidnisch, das . . . alles, was recht ist, aber . . . nein, damit bin ich nicht zufrieden, geht es, wie es schon gehen möge.“

„Und ich gar nicht,“ trutz der Peter.

Einer wie der andere packt sein Hütel und strebt ohne Gruß und Wunsch davon, und der Mathes steuert sofort dem nächstbesten Wirtshause zu und versucht, Zorn und Wut hinunterzuschwemmen. Aber gar nicht lange nachher kommt auch der Peter und setzt sich nach einigem verlegenen Herumschauen an einen andern Tisch.

„Die Geschichte mit dem Rauberslandel da unten spißt sich immer mehr zu,“ erzählt der Sattler. „Wie es herschaut, wird ein Krieg unvermeidlich.“

„Von mir aus zweie,“ knurrt der Mathes. „Gibt eh' genug Krieg und Plünderungen auf der Welt.“

Da stürzt ein rothaariger Mehgerknecht herein und pfaucht beinahe atemlos: „Jetzt geht es los, jetzt . . .“

„Das weiß man eh,“ fährt ihn ein dicker Bäcker von oben herab an. „So gescheit ist ein jeder.“

„Was?“ schreit der Müller dazwischen. „Wie hast gesagt? Mobilisierung?“

„Gerade ist auf der Post das Telegramm gekommen, heißt es.“

„Fix Landon übereinander!“

Ein Zeitlein ist es mäuschenstill in der Gaststube, und einer schaut den andern an, als könnt' er's gar nicht glauben, was der Notgeschädel da als Neuigkeit daherbringt und was man gerade vorhin noch als unvermeidlich hingestellt.

„Alle . . . luja!“ kreißt der Mathes plötzlich und schlägt mit der Hand wuchtig auf den Tisch. „Jetzt geht die Uhr recht. Mobilisierung! Da hat es uns auch beim Joppenschöfel!“

„Wie es halt ist,“ zweifelt ein spandürerer Schneider.

„Das weiß man schon, wie das Sprüchel lautet.“ Er reißt den Geldbeutel aus der Tasche und wirft das Geld für die Zecher vor

sich hin. „Da! Ich hab' mir heute schon gehört genug; ich schaue jetzt, daß ich heimkomme.“

Ein paar andere verlassen hinter ihm das Wirtshaus, und draußen auf der Straße stehen schon die Leute in größeren und kleineren Gruppen umher und bereden die Sachlage.

„Mit dem Gefindel wird man bald fertig sein,“ mutmaßt ein drei Fäuste hoher Krämer. „Acht Armeekorps! Die erdrücken das Geschmeiß.“

„Wenn nur nicht auch der Russe . . .“

„Soll er! Für den haben wir auch noch Leute.“

„Und wenn sich der muckt, stellt sich Deutschland an unsere Seite.“

„Malefizspiel!“ brummt der Matthes ein über das andere Mal vor sich hin. „Das taugt wahrhaftig alles zusammen.“



Der Matthes wirft den Nachbar und Gebatter ein paar Klaster weit gegen das Stadeldeck.

Der Hundszprozeß, der lästerliche, die ganze Arbeit vor der Türe und . . . einrücken! Alle . . . allelujah!“

Vor dem Stadthause steht ein Hornist und trompetet irgend etwas hinaus in das Stillleben des kleinen Landstädtchens und verkündet nachher allen und jeglichem: Mobilisierung ist! Acht Armeekorps sind mobilisiert. Alle, die aktiv gedient haben und bis neununddreißig

Jahre alt sind oder die einen Widmungsschein haben und bis zweiundvierzig Jahre alt sind, müssen binnen vierundzwanzig Stunden zu ihren Truppenkörpern einrücken.

Ein paar umstehende Weiberleut fangen zu jammern und zu heulen an, einige Dirnlein folgen sofort ihrem Beispiele, und ein Rudel Buben, das die Neugier herbeigeloct, schwenken Hüttlein und Mützen und stellen sich sofort auf den Kriegsstandpunkt. „Los geht es! Krieg ist! Hurra!“

Kann schon sein, daß es jetzt bum! bum! geht und . . . es wäre schon ganz wurscht, wenn er mitten drin stünde im Turbel und nichts mehr sähe und hörte von dem Malefizprozeße. So einen Ausgang nehmen können! Da wäre es wahrhaftig besser, es machet' sich einer selbst den Richter und dreschet zu: bum! bum!

An allen Ecken und Enden hallen nun Hornrufe. Die Lohstampfe beim Fließchen unten hört zu puchen auf, und in dem großen Zeughammer daneben stellen die wichtigen Hämmer ihr Summen ein, und die Wasser brausen über den Ueberfall hinunter. Mobilisierung ist! Krieg ist, und binnen vierundzwanzig Stunden müssen alle Bedienten fort sein!

Aus jedem Hause hört man Weinen und Jammern, und über die Straße hastet ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme und einem an der Hand. „Fluch! Fluch!“ feucht und wünscht es vor sich hin. „Eine Hölle, wenn es gibt, Herrgott, Herrgott im Himmel . . . Warum leidest es? Warum lässest du es angehen? Warum straffst du nicht sogleich solche . . . solche Mörder? Warum denn?“

„Fluch!“ wünscht auch ein altes Weiblein. „So viel Elend, Himmelvater! So viel Blut und Mord . . .!“

*

Wie wenn die Luft plötzlich zu ledigem Blei geworden wäre, so legt es sich übers ganze Land, über Täler und Höhen, über einzelne Familien und über alle Orte. Kriegszeit ist, so . . . so viele müssen einrücken, und wer kann sagen, wer von diesen wieder zurückkommt oder wen die Erde in falscher Fremde decken wird?

„Fünfzehn tu ich allein ab,“ vermisst sich der Steffel, da er gen Abend das Notwendigste in ein Sackel packt und heimgeht, um wenigstens die Nacht noch bei Eltern und Geschwistern verbringen zu können. „Wenn ein jeder so viel abtnickt, sind wir bald fertig.“

Der Peter aber schaut im Hause umher wie die Trübsal selbst. Ueberall Arbeit, wo einer hinblickt, und es werden gleich ihrer zwei aus dem Hause gerissen. Die Mami kommt aus dem Flemmen nimmer heraus, und die Kinder schauen so verzagt und trostlos drein wie ein Nest voll

junger Bögel, denen der Geier ein Altes weg-
fängt vor den Augen. Er darf sie gar nimmer
anschauen, sonst übermannen ihn Härte und
Behmut.

„Also: behüt' Gott!“ wünscht der Steffel, da
er das Sackel über die Schultern nimmt. „Ver-
tragen haben wir uns christlich, und nachzu-
tragen wird es auf keiner Seite viel geben.
Will's Gott, sehen wir uns bald wieder.“

„Will's Gott!“ schluchzt die Bäurin. Der
Kund aber singt über die Gred und über den
Anger hinaus, als ging' es zu Spiel und Lust-
barkeit.

„Ja, bist denn du auch ein Passauer?“

„Ja, bist denn du auch ein Soldat?“

„Du traust dir nicht außer für d' Mauer.“

„Du traust dir nicht außer vor d' Stadt.“

In der Dämmerung geht der Peter hinüber
zum Brandwieser. „So und so ist es, Nachbar,“
spricht er schlankweg an. „Wenn mein Weib
einen Rat brauchet' oder gerad einmal ein bissel
Hilfe, und du könntest es ermachen, tu' es um
Gottes willen. Die Zeit ist einmal so, und wir
können keines dafür.“

„Um sel brauchst dich nicht zu sorgen,“ ver-
spricht der. „Um diese Zeit müssen die Daheim-
bleibenden zusammenhalten wie die Kletten und
einander helfen, wo sie können. Mehr brauch'
ich dir nicht zu sagen.“

„So dank' ich dir derweilen. B'hüt' Gott!“

„Dich auch! Und komm halt gesund wieder!“

Wie er gehen will, sieht er den andern Ecker
und Gevatter vom Backofen her hereinkommen,
und kurz besonnen geht er auf der Stadelseite
hinaus. Er hat's nicht notwendig, daß er noch
zusammenkommt mit ihm.

Von der Nachtsuppe wird heute kaum die
Hälfte dessen verzehrt, was sonst weggeessen
worden, und hernach kniet man sich zu gemein-
samer Andacht nieder und betet. . . .

Dann senkt sich die Nacht über die Lande und
über der Menschen Not und Fürchten. Von
den unermesslichen Himmels Höhen hernieder
funken und glitzern die Sterne in endloser Zahl
und lugen in manches Kämmerlein, in das
heute der gewohnte Schlaf keinen Weg zu finden
vermag. Krieg! Verwüsten, Vernichten und
Worden! Und doch hat einmal einer, den die
Welt ihren Herrn und Meister nennt, geboten:
Der Friede sei mit euch! Und doch hat ein
Gesatz noch Geltung: Du sollst nicht töten.
Oder . . . nicht mehr?

In unheimlicher Lärge schleicht diese Nacht
über die Täler und Höhen, und der Morgen
sieht verweinte Augen und abgehärmte Gesichter.
Fast aus jedem Hause reißt es einen oder gleich
mehrere fort, und überall sitzen Not und Sorge
mitten in der Stube.

Die Eckerin schreit und zetert und verwünscht
die Urheber all dieses Elendes, während sie in

das Kofferchen packt, was nach ihrer Meinung
in den Strapazen des Feldzuges wohl zu brau-
chen wäre, und die Kinder hocken auf den Bän-
ken herum und flennen und schluchzen zum
Steinerweichen.

Nur schon fort wenn er wäre und aus diesem
Elende draußen! Sein muß es, und . . . wenn
der härteste Augenblick vorüber ist, mag jedem
etwas leichter werden.

Kaum ist das berüchtigte schwarze Kofferl
gepackt, macht er sich ans Verurlauben. Aber
wie die Kletten hängen sich die Kinderchen an
seinen Hals, an sein Gewand und an seine
Arme. „Nicht fort! Vaterl, nicht fort! O, unser
liebes Vaterl! . . .“

Nicht fort! Hell auf lachen könnt' einer, wär'
es nicht so elendiglich traurig. Nicht fort! Als
ob da einer tun könnte, wie er wollte! . . .
Mit zwei, drei kräftigen Rucken schüttelt er die
Bälge ab, drückt seinem Weibe nochmals die
arbeittraue Hand und rennt und stürmt nach-
her fort und davon, als hätte er in diesem
Hause weiß Gott was verbrochen. Sein muß
es . . . : In Gottes Namen also!

Und wie er über den Anger hinaus hastet,
hört er vom Nachbarhose herüber daselbe
Flennen und Schreien wie von seinem Hause
her . . . Nun ja, sie stecken in denselben Schuhen,
und daselbe Kleid hat sich dort eingeknistet . . .
Sie haben ein und denselben Weg und ein und
daselbe Ziel: soll er ihm warten, dem Mathes
und Gevatter?

Einen Augenblick überlegt er, aber gleich
darauf reißt es ihn trutzig herum, und er hastet
seines Weges weiter. Wozu auf einmal und
ohne alle Ursache wieder gut sein, nachdem man
sich nun einmal zertragen hat und gestern noch
bei Gerichte gewesen? . . .

Im Gerichtsstädtlein unten strömen die Ein-
berufenen zusammen. Manche schauen drein
wie die trostlose Zeit selbst, manche zwingen sich
gewaltjam zu Scherz und Lachen, obgleich es
ihnen nicht immer gelingen will, und manche
gehoben sich, als ob es zu einem Faschingszuge
ginge.

Der Buchbinderhub aus dem Städtchen hat
sogar über Nacht einen Hanswurst gefertigt,
den serbischen Peterl, den . . . Mitwischer um
allerhand Moretaten, der nun dem Zuge der
Einrückenden zum Bahnhöfel vorangetragen
wird. Alte Männer, Weiber und Kinder ge-
leiten den Zug zur Bahn, flennen und schreien,
und dazwischen hallt fröhliches Jauchzen und
klingen schneidige Soldatenlieder.

Man meint noch immer, es ginge lediglich
wider das Räuber- und Mörderpack da unten
und gegen den Mann, der so eigentümlich zu
einer Königskrone gekommen, und man hofft
daher zuversichtlich, daß wenigstens die meisten
der Einberufenen bis zur Kirchweih wieder da-

heim sein können. Acht Armeekorps müssen diese Bande geradezu erdrücken. Aber ein paar Tage nachher schaut die Geschichte schon ernster aus. Es wird die gesamte Heeresmacht der Monarchie mobilisiert, Deutschland ruft alle wehrfähigen Männer unter die Waffen, und Rußland und Frankreich haben den Krieg erklärt. Jetzt dringt die Erkenntnis dessen, daß das ganze, blutige Spiel eine abgekartete Sache ist, bis in die entlegensten Dörfer und Eindröden, und wenn solches auch nicht den Jammer und die Not schmälert, so weckt es doch statt des dumpfen Verzweifels eine gewisse Begeisterung. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein, um Vaterland und Volk, und es geht nun einmal nicht anders. Der Räuber, der zur Nachtzeit ins Haus fällt, muß abgewehrt werden, und der Feind, der das Land angreift, muß bekämpft werden. Ein Zeitlein nachher wird es lautmächtig, daß auch England sich am Kriege wider das ihm verhaßte Deutschland und Oesterreich beteiligen wolle, daß es mit Belgien die Bandlerei angeknüpft und Japan mit hineinzieht in diesen unheimlichen, noch nie dagesewenen Kampf, ja daß es freidigweg der Anstifter des ganzen Unheils genannt werden kann, um die ihm unbequemen zwei Staaten zertrümmern und vernichten zu können.

Jammer und Not werden darob nicht kleiner, aber die Begeisterung wächst von Tag zu Tag. Ein paar aus dem Städtel unten melden sich freiwillig zum Militär, und allenthalben werden Wäsche, Wolle, Geld und sonstige Brauchbarkeiten gesammelt und freudig gegeben für die Leute, die diesen harten Strauß zu bestehen haben.

Es kommen die ersten Nachrichten von den Schlachtfeldern, und sie werden mit Stolz und Begeisterung aufgenommen: Lüttich gefallen, siegreicher Vormarsch nach Frankreich und gegen Lublin, Brüssel, Löwen, Antwerpen . . .

Wenn es so weiter geht, wird ja die harte Zeit bald vorüber sein.

Mittlerweile reißt auch die Feldfrucht auf den Höhen des kalten Eckes, und man rüstet zur Ernte. Die Sensen werden gerichtet, und in den beiden Eckhöfen rücken die größeren Buben damit in die Felder und hauen drein, so gut oder schlecht es eben geht. Es ist Kriegszeit, und in diese muß sich jedes fügen und passen. Bänder müssen die ganz Kleinen legen, und die größeren Dirndl sammeln schon das abgemähte Fruchtgehälme auf und legen es zu Garben zusammen. Jedes ist sich dessen bewußt, daß es möglichst viel tun und leisten muß, um der Arbeit Herr zu werden, während die anderen im Felde und vor dem Feinde stehen, und dieses Bewußtsein mutet die Kleinen an wie eine heilige Pflicht, verdoppelt ihren Eifer und spannt die schwachen Kräfte aufs äußerste an. Abends,

nach Feierabend, hat auch keines mehr Zeit, über Müdigkeit zu klagen; wie die Fliegen im Totherbste fallen sie hin und in Schlaf, um am nächsten Tage wieder frisch anzupacken.

Der Herrgott schickt gutes Erntewetter, und so gehen die Arbeiten hübsch ihren alten Gang.



Er drückt seinem Weibe nochmals die arbeitstrauhe Hand.

Beim kleinen Eckler haben sie nicht einmal ein Knechtel. Nur ein altes Trumm Dirn und die halbschüssigen Buben versehen die Mannsarbeiten, so gut es geht, und deswegen hilft auch der Brandwieser dorten öfters aus. Da schickt es sich, daß bei solchem Zusammenhelfen dort die letzte Fuhre Winterkorn in den Stadel kommt, während beim großen Eckler noch gutding drei, vier Fuhren in Mandeln auf dem Felde stehen und über dem Schwarzzeck ein Wetter aufsteigt.

Der Brandwieser lenkt sein Gefährte gen den großen Ecklerhof. „Ich fahre jetzt hinüber und helfe auch dort aus,“ erklärt er. „Wäre weiter nichts dabei, wenn du auch einen Wagen mitschicken wolltest. Bei solcher Zeit . . .“

„Ich?“ entsetzt sich die kleine Ecklerin baß. „Ich? Wo wir doch . . .?“

„Unsinn! Du hast dein Korn im Trockenen, und die andere hat auch ihren Mann und den

Knecht im Kriege. Nach dem Kriege kann eins wieder tun, wie es ihm sein . . . Verstand ein-gibt.“

„Wenn sie nicht gar so gewesen wären!“

„Ah was! Wären! Jetzt kann man nicht eine Weile herumklaubn: wenn die nicht . . . wenn die nicht . . .! Schickt einen Wagen mit, daß auch die Nani ihr Korn ins Trockene kriegt, ehevor es regnet?“

„So fahre mit, Peterl!“ schafft sie daraufhin dem Buben. „Wenn d' nicht recht angenehm bist, kehrt wieder um! Kein Muß ist es nicht.“

Und der Peterl fährt also mit.

Beim großen Ecker atmet man auf wie vom Trudrucke befreit, als die zwei Wagen aufs Feld kommen und die Leute aufzuladen beginnen. Wenn es noch ein bißel zögert mit dem Wetter-regen, kann man also auch das Korn unter Dach bringen. Und es zögert; es fallen die ersten Tropfen erst, als die letzte Fuhrer unter dem schützenden Dache steht und der Brandwieser und der Peterl heimfahren.

„Daß sie heute sogar beim kleinen Ecker zu Hilfe kommen sind!“ wundert der Jobst, das Knechtel. „Sonst weicht jedes weitmächtigt aus . . .“

„Ja, wahrhaftig!“ bestätigt die Nani. „Habe ganz und gar . . . Ist mir in der Eile und Hast gar nicht einmal gleich aufgefallen. Na, müssen halt wir auch einmal beispringen, wenn es drüben eiliger hergeht. Schenken lassen wir uns auch nichts von ihnen.“

Man weicht einander auch fürder aus, wo man sich begegnen müßte, aber beim Sommer-forneneinführen schießt es sich, daß eine Aushilfe beim kleinen Ecker notwendig ist. Ohne weiteres muß der Jobst, der Kleinknecht, einspannen und mit der Dirn hinüberfahren. Man ist wieder auf dem gleichen und einander nichts schuldig, und so es hüben oder drüben wieder etwas spießig hergehen sollte, ist weiters auf Beihilfe zu rechnen.

Es geht also doch, so übel es auf den ersten Blick ausgeschaut, und wenn weiterhin ein bißel zusammengeholfen wird, kann diese harte Zeit so halbwegs überstanden werden. Es wird all-mählich etwas heiterer und heller in den Ge-müthern und lichter um die Herzen, und so oft eine Feldpostkarte kommt mit ein paar kargen Worten und dem kurzen Troste, daß weder der noch der andere bislang in die Feuerlinie ge-kommen, und daß man noch heil und gesund ist, wäht man den Himmel wieder ein klein wenig wolkenloser und die Sonne ums Kennen heller und wärmer. Etwas schießt es Gott doch, daß sich alles wieder gut ausgeht!

So vergehen Tag um Tag und Woche um Woche unter lauter Arbeit und Geschinde. Die Felder werden leer, die Wiesen kahl und kahl, und das frische Grün der Winterisaaten beginnt

die braunen Felder zu überziehen und zu ver-decken. Sie und da dringen Siegesnachrichten aus dem Westen oder Gerüchte von den Rück-zügen im Osten bis auf die einödigen Höhen, und es wird darüber geredet und geraten, wie man es eben versteht.

Da taucht plötzlich etwas am Himmel auf, das neue Sorgen und Befürchtungen schafft. Unterhalb des Heerwagens*) zeigt sich in den Abendstunden etwas wie eine glühende Rute oder Gerte, das kein Mensch noch früher gesehen oder bemerkt.

Die große Eckerin sieht das Himmelszeichen zuerst, da sie einmal zum Wassergraben kommt und zufällig nach dem sternbesäeten Himmel ausschaut.

Die Gerte entfällt ihren Händen und kollert auf das Steinpflaster der Gred nieder, und ein halbverdrückter Aufschrei entringt sich ihrer Brust. „Alle guten Geister . . .!“

Sie läßt die Gerte liegen und hastet ins Haus. „Geschwind! Geschwind! Ein Himmelszeichen, eine glühende Gerte!“

Alle stürzen nun hinaus und schauen zum Himmel empor und starren das unheimliche Zeichen an.

„Wahrhaftig, eine glühende Gerte,“ bestätigt die Dirn. „Und mein! Wär' es denn ein Wunder, wenn der Herrgott doch einmal recht unwillig würde und die Gerte herunterzöge. Du sollst nicht töten, heißt es und . . . es ist Krieg . . .“

„Das ist ein Stern,“ erklärt der Hiesel. „In der Schule haben wir es also gelernt, aber . . .“

„Du wenn d' mir nicht gingest mit deiner Ge-scheitheit!“ fährt ihn die Bäurin an. „Ein Stern! Da müßte eins doch sein Lebtag blind gewesen sein.“

„Gelernt habe ich sel auch,“ bestätigt der Jobst, „aber . . . ein Wunder wär' es gerade nicht, wenn der Herrgott einmal einen Deuter gäbe und einen Wink.“

„Einen Deuter? Zuhauen soll er sofort,“ fordert die Bäurin, „zuschlagen, daß es wirklich dafür stände.“

Aber auch beim kleinen Ecker drüben und beim Brandwieser bemerkt und sieht man dieses Un-heilszeichen und redet und mutmaßt auf dieselbe Weise.

Abend für Abend zeigt sich nun das Himmels-zeichen, und Abend um Abend starrt man es mit Furcht und Entsetzen an. Oh' das Glend so groß; was wird es noch bedeuten und brin-gen wollen? Das völlige Ende der Welt und aller Dinge?

In den Dörfern ringsum, in den Tälern unten läuten die Glocken allabendlich zur Bet-stunde um baldige siegreiche Beendigung des

*) Sternbild des Großen Bären.

größten aller Kriege, und auch im kalten Eck oben richtet man übers gemeinsame Beten. Beim kleinen Eckhofs steht neben dem Wege eine kleine Hauskapelle, und dorthin ladet der Brandwieser die Nachbarsleute zu sonntäglichen Betstunden, so lange die Witterung es zuläßt. Am nächsten Sonntage versammelt sich tatsächlich jung und alt bei dem Kapellchen, um auf diese Meinung zu beten.

In den Tälern liegen und brüten die finsternen Herbstnebel, aber oben auf den Höhen scheint die Sonne so hell und warm, als ginge es noch lange nicht dem kalten, eisigen Winter zu. Die Spinnweben ziehen in großen Schleiern durch die wasserklaren, warmen Lüfte; auf Rain und Anger blühen noch verspätete Blumen, und auf den Wiesen drüben haben die Kinder sogar Himmelschließelchen und Windröslein gefunden, die erst im nächsten Lenze wieder blühen sollten.

„So eine Zeit tut wahrhaftig not,“ meint die kleine Eckerin. „Wenn es jetzt schon so eine Bärenkälte hätte, was müßten die Leute im Felde ausstehen? Der Winter wird ihnen eh' noch lang genug werden.“

„Meinst, daß früher kein Ende hergeht?“ fragt die große Eckerin, und damit haben sie die Brücke über die Klust gefunden, die Aerger und Zwietracht gerissen.

„Hat kein Hersehen.“

„Hat wirklich keines,“ bekräftigt der Brandwieser. „Heute erst haben sie so geredet bei der Kirche unten: zu viel Feinde, viel zu viel Feinde, gleich sieben oder acht. Sel ist keine Kleinigkeit mehr, und sel braucht einen Ernst und eine Arbeit. Und bevor wir sie nicht sauber verknüllt und zur Erden gewuzelt haben, können wir nicht aufhören.“

„Kunnt' nicht ich auch schon zwanzig Jahre alt sein?“ wünscht der kleinen Eckerin Peterl.

„Schrei nur nicht zu frühe!“

„Du rotgoldenes Herrgott! Wird ja doch nicht . . .!“

„Wo ist denn dein Mann, der . . . Gevatter?“

„Sind eh' beisammen bei einer Kumpanie, schreibt er, alle zwei und der Steffel auch . . .“

„So? Und . . . was schreibt er denn sonst? Ich hab' schon eine gute Weile nichts mehr gehört.“

„Ich schicke dir den Brief einmal hinüber.“

„Nein, ich komme selbst einmal . . .“

So reden und schwagen sie nun dahin, keine hält mehr Bohn und Feindschaft, und jede ist beinahe froh, daß das versöhnende Wort gefallen und die Wege wieder geebnet. Und dann beten sie mitsammen, groß und klein, um baldige siegreiche Beendigung der Kriegsnot und um ein trostreiches Wiedersehen. . . .

*

Es geht gegen den Feind.

Durch Moräste und über sandige Gefilde wälzen sich die Heeresmassen, vorbei an Dörfern und Gehöften, darin die Russen wie wahrhaftige Barbaren gehauset. Alles ist verwüstet und zerstört, vernichtet und ausgeraubt und niedergebrennt.

In schmutzigen und fetigen Uniformen marschieren die Mannschaften dahin, fahl die Wangen und schmutzig und rauchgeschwärzt die Gesichter, mit verwilderten Bärten und stahlharten Blicken. Sie stehen im Kriege und mitten im Morden und Gemordetwerden, und diese harte Zeit hat ihnen ihren harten Stempel aufgedrückt. Im Schwirren und Pfeifen der Geschosse, unter dem Donnern und Summen der Kanonen sind sie gelegen wie leblose Holzklöße, haben geraucht und gequalmt und dazwischen gezielt und geschossen, als wenn sie auf dem Schießstande wären. Sie haben Kameraden wanken



So reden und schwagen sie nun dahin, keine hält mehr Feindschaft.

und fallen gesehen, haben mit keiner Wimper gezuckt und hie und da sogar noch beißende Wiße über das Können oder Nichtkönnen der Feinde gerissen. Sie sind andere Leute geworden, und ihr ganzes Um und Auf hat sich nach der harten Zeit gerichtet, in der sie leben, stehen und fallen.

„Teufel, jetzt weiß ich nicht, wird mein Ge-

wehrtolben alleweil länger, oder werden die Füße alleweil kürzer.“ pfaucht ein kurzer, untersehter Wildbart und spuckt dabei kräftig aus.

„Messen!“ rät der Nebenmann trocken.

„Mein Magen meldet sich zum Rapport.“ So ein dritter.

„Vierundzwanzig Stunden Spangen wegen Insubordination.“

Vor ihnen bricht schallendes Gelächter los.

... Was gibt's?

„Nichts von Bedeutung. Der Buchsteiner hat gerade erzählt, daß beim letzten Sturmangriff hartnahe neben ihm ein Schrapnell dem Tambor den Kopf weggerissen hätte. Der Kerl hätte aber ruhig weitergetrommelt.“

„Da ist etwas dabei! Der Soldat braucht keinen Kopf, sagt der Hauptmann Knoll.“

„Einödhase! Weißt du, warum die Russen Petersburg in Petrograd umgetauft haben?“

Diese Frage galt dem kleinen Eckler, dem Mathes, der gleichmütig und gewohnheitsmäßig unter den andern dahingestapft, aber mit seinem ganzen Sinnen und Sehnen im kalten Eck oben ist beim Vaterhause und bei den Seinen.

„Was werde denn ich wissen!“ knurrt der verdrießlich, da er in seinem Grübeln irremacht worden.

„Weißt du überhaupt etwas von Petersburg?“

„Mir steigt auf den Kirschbaum!“

„Warum denn?“ fragt dahinten der Steffel.

„Weil sie hinten Burg nicht leiden können.“

Die Anspielung auf den so rasch bekannt und geachtet gewordenen Feldherrn ruft eine wiedernde Lachsalbe wach, und so geht es dahin über das trostlose, herbsthöde Gefilde, dem San entgegen, und so schaffen sich die Leute ein bißel Abwechslung und Zerstreung.

Ordnungen reiten und fahren hin und wieder, kreuz und quer, und keine hält bei ihnen oder bringt weitere Befehle. Sie müssen marschieren und vorwärtzstreben.

Am halben Nachmittag wird Raft gemacht für ein kurzes Weilchen. Die Feldküchen kommen heran, und es gibt zu essen. . . Herrgott: wieder einmal zu essen! Die Gesichter hellen sich auf, die Eßschalen klappern und nachher wird dareingehaut mit einem Eifer und einer Wollust, mit denen daheim oftmals einer nicht einmal den besten Braten verzehret. Und nach dem Essen macht mancher das Kreuz und betet, wie er es daheim gewohnt gewesen, und keiner lächelt darob, wie es mancher daheim getan. . . Ja, der Krieg und die harte Zeit!

Ein blutjunger Leutnant hastet vorüber. „Die Feldpost ist da!“

„Hurra!“ hallt es wie aus einem Munde, und aller Augen beginnen zu leuchten und zu funken. Die Feldpost! Ein paar Zeilen von daheim, von Angehörigen oder Freunden, deren

Lieb und Gedenken nicht Raum noch Zeit behindern. Eine oder die andere Neuigkeit oder vielleicht gar ein kleines Geschenk, wenn solches nicht . . . etwa verloren gegangen!

Kompagnieweise werden die Sachen verteilt. Der kriegt einen Brief oder eine Karte, jener gleich ihrer zwei und drei auf einmal, da ein paar Zeitungen, dort eine Feldpostschachtel mit dem und jenem, was einer halt brauchen kann und zu solcher Zeit auch braucht. Kleinigkeiten, deren einer daheim vielleicht nicht geachtet, erscheinen hier wie die größten Seltenheiten. . . Die einen lachen hellauf wie kleine Kinder, die andern jubeln vor ausgelassener Freude, und hie und da wischt sich einer mit der schmutzigen Hand über die Augen und durch den Wirrbart. Ein Tränlein! Was brauchen es andere zu sehen?

Die beiden Eckler kriegen jeder einen Brief. So und so geht es daheim. Die Ernte und das Grummet sind gut eingebracht worden, und man hat allweg zusammengeholfen, einmal da und einmal dorten. Ein grausliches Himmelszeichen ist daheim zu sehen, eine glühende Gerte am nachtenden Himmel, und männiglich fürchtet noch größere Not. Man hält jetzt Vestunden, und . . . die Zwißigkeiten haben aufgehört. Dies und jenes noch, und . . . halt auch einen Gruß an den Gevatter. . .

„Ah was! Gevatter hin oder her! Ob der den Gruß erfährt oder nicht, deswegen lebt er gerad' so lange. Man redet so weit schon miteinander, wenn es sich gerade schickt, aber von der ehemaligen Freundschaft ist nimmer viel zu spüren. Hat's auch gerade nicht notwendig, nachdem man . . . zu Gerichte hat müssen miteinander. Daheim können sie sein, wie sie wollen, und sie werden sich auf die alte Weise leichter tun, aber. . . Und wozu brauchen denn gerade seine Leute den Gevatter zu grüßen?“

So sinnt einer wie der andere und richtet den Gruß nicht aus, sondern sinnt und strubelt und wäht sich auf den sonnigen Höhen des kalten Eckes.

Daneben stumpert und stolpert ein anderer an seinem Schreibebrieflein herum, ein dritter zündet sich gleich eine der Zigaretten an, die für ihn angekommen und reicht auch seinem Nebenmanne eine hin, und ein vierter. . . schaut wie ein heller Narr an den . . . alten vertretenen Schuhen, die ihm . . . seine Alte geschickt haben soll. Das Paket trägt den Stempel des Heimatpostamtes, die Adresse ist von seiner Alten geschrieben, aber . . . ein Paar alter, vertretenen Schuhe! Die hätte ihm die gute Seele sicher nicht geschickt. Wer weiß denn, wer sie statt der neuen in das Packl gegeben?

Die Feldpost! Alle die Briefe und Sachen, die sie gebracht, sind aus der Heimat, wo die Welt so sonnig und friedsam, alles ist von

Leuten geschickt, deren Liebe nicht einmal der Tod zerreißen kann.

Gar manchem ist es, als hörte er all dies aus liebem Munde erzählen, was er da lispelnd liest, und als klingen dazwischen der Heimat Glocken bis herüber in die herbsttote, blutgetränkte Ferne, wo der Tod bei Tag und Nacht über die Blachfelder schreitet und riesige Ernte hält.

Die Postfächer verschwinden in Taschen und Säcken, und jeglicher stellt sich wieder an seinen Platz unter die andern; aber noch leuchten die Augen wie Glutkohlen, und noch strahlt die Freude von jedem der fahlen, schmutzigen Gesichtern.

March!

Nochmals so schneidig geht's nun wieder dahin ins Ungewisse, und des kleinen Eckers Nebenmann summt sogar ein Liedel vor sich hin.

„Ich bin der bayrisch Hiesel,
Kein' Kugel geht mir ein, juhe!
Drum schen' ich auch kein'n Jager,
Und sollt's der Teufel sein.“

Ein paar Glieder hinterhalb schlägt ein Einjähriger die „Wacht am Rhein“ an, und wer das Lied kam, singt es trübselig und herausfordernd mit.

„... Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Fest steht und tren die Wacht am Rhein!“

In gleichmäßigem Marschschritte geht es in den sinkenden Tag und in die graue Ungewissheit hinein. Wie weit noch? ... Wohin? ... Kein Mensch weiß es, und keiner fragt darnach. Ein Soldat darf nicht denken, sagt der Hauptmann Knoll, der es mitunter auch so hält. Und dabei kriegt keiner Kopfweh. Man marschiert durch ein Wäldchen, und ein paar alter Büchsen-schüsse hinter demselben heißt es plötzlich: Halt! Schwarmlinien entwickeln! Eingraben!

Wie die Maulwürfe arbeiten sie nun, und bis zur Abenddämmerung liegen alle wieder in regelrechten Schützengraben, und die Geschichte kann von neuem beginnen. Wieder sechs, acht Tage im Graben liegen!

Ist irgendein Feind in der Nähe? Kommt es heute noch zu einem Gefänkeln oder morgen oder ... gar nicht? Von fernher dröhnen die Kanonen und dringt ein Geräusch, als wenn die Luft aus lauter feinen Stäben bestünde und langsam zerbräche. Doch das ist man nun schon lange gewöhnt und achtet seiner nimmer. Man zündet sich Pfeifen und Zigaretten an und raucht und schwacht in das Dämmern und in die Nacht hinein.

Die ganze Gegend ringsumher ist wie ein großes Grab, auf das einige stahlharte Sternlichtlein herniederzuckeln, und wie in grimmem Hohne lachert der Böse über die nachtruhigen Gefilde: „Du sollst nicht töten! Du sollst nicht töten! ...“

Die Nacht schreitet dahin, und das Summen der Kanonen gleicht dem Pendelschlage der ewig gehenden Zeit. Kein Feind kommt heran, und keine Gefahr nahet. So vergeht die Nacht, und am Morgenhimmel zeigt sich der erste Frühschein.

Da kommt der Befehl, zum Angriffe auf ein vom Feinde besetztes Dorf im Talesgrunde vorzugehen, das man gestern noch im Nebelhauche vor sich liegen gesehen.

Alles krabbelt aus den Gräben und richtet sich zum schwarzweißen Vorgehen, und zufällig kommen die beiden Ecker aneinander vorbei.

„Du, Mathes!“ hastet der Peter heraus und streckt dem Nachbar und Gevatter flüchtig die



Kompagnieweise werden die Sachen verteilt

Hand entgegen. „Jetzt geht's dahin, und wenn der Dunner sein Gespiel haben wollte . . .“

„Mir scheint auch.“

„Hörst! Lassen wir die alten Geschichten sein! Ein bißel Schuld hat ein jeder . . .“

„Ein jeder? Mir steigt aufs . . . Schuppen-dach! Wildling, du verzweifelter! Wer hat denn . . .?“

„Vorwärts! Rasch! Rasch! . . .“

Und dahin geht es im Dämmergrau des Morgens; aber kaum ist man ein paar hundert Schritte vorgegangen, ist's, als ob man gerade-wegs vor das Höllentor käme. Ein Krachen und Brechsen geht los, ein Flammen und Lohen wie zwischen lauter Feueressen, und ein mörderischer Hagel von Schrapnellen und Granaten geht nieder.

Man steht also hartnahe vor dem Feinde, und der arbeitet nur zu gut, während es manchem vorkommt, als träse auch die eigene Artillerie in die Schwärme . . . Vorwärts! . . . In diesem fürchterlichen Feuer geht es fast eine halbe Stunde vorwärts. Da mäht es einen nieder, dort einen, da schreit einer gellend auf, dort sinkt einer lautlos zu Boden, und der Tod hastet freudegrinsend über sein Erntefeld: Du sollst nicht . . . Du sollst nicht . . .!

In einer Entfernung von etwa tausend Schritten beginnt der Feind Salvenfeuer zu geben. Die Schüsse knattern wirr durcheinander, Maschinengewehre rattern und rasseln, und die Kugeln jurren durch die kalten Morgenlüfte wie Bremsen im Hochsommer.

Todesmutig geht es dahin und immer vorwärts bis auf etwa sechshundert Schritte vor dem Feinde, und da eröffnet man auch das Feuer. Der Turbel wird noch größer, und es ist nichts mehr zu hören wie Schießen und Surren und dazwischen das Summen der Kanonenschüsse.

Die Russen haben vorzügliche Stellungen, und es kostet einen harten Kampf, zumal sie allem Kennen nach weitaus in der Uebermacht sind und ihre Artillerie mörderisch arbeitet. Aber Schritt um Schritt dringt man vorwärts.

Plötzlich spürt der kleine Eckert etwas an der linken Schulter, wie wenn . . . er mit einer großen Nadel gestochen würde, und es gibt ihm beinahe einen Stoß nach hinten . . . Hat es ihn auch, oder ist es nur Täuschung? Nein, er spürt es warm über die Brust rinnen und über den Rücken. Es hat ihn wirklich. Er kehrt sich um und strebt zurück, um den Verbandplatz zu erreichen, sofern er dies noch vermag. Er hat Weib und Kinder daheim, und . . . wenn es doch noch . . . zu einem Wiedersehen käme! . . .

Die Geschosse schwirren und pfeifen um ihn her, eines schlägt an die Gischale, ein paar spürt er in den vollbepackten Tornister fahren, und eine splittert durch den Gewehrkolben. . . Herrgott, nur seine Leute, wenn er nochmals sähe! . . . Zwischen Toten und Verwundeten geht es dahin und an Zurückwanfenden vorbei, und öfter fährt es ihm wie Verwundern und Trost durch das Sinmen: Ein Waldler ist doch nicht so leicht umzubringen.

Da hört er sich angerufen.

„Mathes! Gevatter!“

Flüchtig schaut er sich um: . . . der . . . Peter! Na, seinerwegen auch. In diesem mörderischen Turbel hat ein jeder auf sich selbst zu schauen und zu trachten, daß er halbwegs ein bißel Leben hinüberrettet bis zum Verbandplatz und die Hoffnung, seine Lieben und die sonnige Heimat doch noch einmal zu sehen . . . Schon wieder eine in den Tornister gefahren. . .

„Mathes! . . . Hörst . . .?“

Ah was! Es liegen mehr herum und schreien, rufen und fluchen. Wenn er ein paar Schritte weiter weg ist, hört und sieht er nichts mehr von ihm. . . . Wenn es geblieben wäre, wie es ehezeit gewesen ist, wär' es etwas anderes, aber so . . . Hätte alles nicht sein müssen, und . . . und ein jeder soll daran schuld sein, sagt



Er will sich aufraffen, und es geht nimmer.

er alleweil noch, der . . . dieser . . . Wo es ihn vielleicht haben mag?

Unwillkürlich wirft er einen Blick zurück . . . Er will sich aufraffen, und es geht allem Anscheine nach nimmer. Da muß es schon hübsch weit fehlen, und wenn . . . Höllzwickel übereinander! Wäre eigentlich doch ein bißel . . . ein bißel schandmässig, wenn sie den . . . diesen wahrhaftigen Dummheiten wegen so aneinandergehen wollten, und noch dazu in einer Zeit, wie sie jetzt ist, und wo . . . so . . . so Nachbarstreitsachen nicht einmal so viel sind, wie ein Regentröpfel gegen einen Hausweiber. Wäre wirklich schandmässig. Schwamm drüber! Umkehren tut er, und . . . und halt nachbarlich und gevatterschaftlich gehen sie auseinander, wenn es . . . gerade sein muß. Umkehren tut er, geht es, wie es geht.

Und er kehrt um und hastet die paar Schritte zurück.

„Was ist's denn nachher mit dir?“ fragt er etwas gezwungen barsch, um sich nicht anmerken

lassen zu müssen, daß ihn eine . . . Weichheit übermannt hat, die etwa als Nachgiebigkeit und Eingeständnis einiger Schuld aufgefaßt werden könnte. „Wo hat's dich denn nachher?“

„Die Füße, alle zwei. Einer unterm Knie, der andere bei der Ferse. Kann ein und derselbe Schuß gewesen sein; aber es hat mich und . . . und die Stelzen tragen mich nimmer. Wo hat's denn dich?“

„An der linken Schulter.“

„Doch nicht durch die Brust?“

„Nein, weiter oben, zähl' ich. Wenn nur die Malefizgeschichte, das Bluten, aufhöret, sonst . . . Und keinen Schritt bist nicht sicher, daß du nicht noch eine kriegst.“

„Du, Matheß! Nochmals: lassen wir die unnützen Geschichten übereinander, und halten wir es wieder so, wie wir früher gewesen sind! Hat ja alles keinen Wert nicht.“

„Eh' nicht.“

„Also: sind wir wieder die Alten!“

„Meinetwegen auch.“

„Und . . . weißt was? Jetzt suchen wir uns ein bißel einen Unterschlupf und eine Deckung, und nachher verbind' ich dich, daß das Bluten aufhöret, und wenn's gerade wäre, daß uns noch etwas träge und widerfahret', oder daß es einen oder den andern . . . gelt, der heimkommt, grüßt die andern alle und . . . hilft ihnen halt ein wenig mit fort.“

„Eh' gewiß. Wie halt Gott will. Und es wäre auf die Dauer eh' nichts, das malefizische Trugen und Streithanseln,“ reißt es ihm unwillkürlich die Wahrheit heraus. „Wie du sagst: alles hat keinen Wert nicht. Dort hinter dem Rothausen, scheint mir, könnten wir uns ein Zeitel sichern, bis die Verwundetenträger nachkommen. Ich hilf dir hin. Und . . . Ja, wie du sagst: jetzt gibt es nichts mehr zwischen uns, jetzt sind wir die zwei Ecker wieder, wie wir sie voreh' alleweil gewesen sind.“

„Gott sei Dank, und wenn wir wieder heimkommen . . .“

Heimkommen! Der Lieben Bild und der Heimat Sonnenschein mischen sich in ihr Denken, Sinnen und Hoffen und in die beiderseitige Freund' ob der endlich gelungenen Ausöhnung, und mitten im Turbel des Kampfes, des Mordens und Gemordetwerdens nistet sich ein stilles Glück in ihre Herzen und strahlt aus ihren Augen in die kampfuntotte Welt. . . . Wieder heimkommen, und wieder . . . die Alten sein . . . !

Sinnspruch.

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Zeit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

Goethe.

Lahrer Hinlender Bote für 1918.

Pater Incertus.

Von W. K.



niemand in ganz Zethausen, ausgenommen der geistliche Herr, war so geehrt und geliebt wie die alte Bas Kathel. Bei fast allen Taufen, Hochzeiten und Firmungsmahlen mußte sie helfen kochen und backen, bei allen Kranken und Kindbetterinnen pflegen und wachen. Bas Kathel hinten, Bas Kathel vorn! Wie sollte Zethausen

und eine wohlthätige Bürgergesellschaft und Weibergesellschaft und Kinderschaft wohl bestehen, wenn einmal die Bas Kathel nicht mehr lebte?

Nur eine kleine Schwäche wird auch der nachsichtigste unter den Lebensbeschreibern der alten Jungfer beschämt eingestehn: sie war sehr neugierig. Und dieses Laster, nämlich die Neugierde und nicht die Bas Kathel, sollte sie einmal in Schmerzen stürzen, die weit ärger waren als die einzige und öftere Krankheit der guten Base, nämlich das Zahnweh.

Der alte geistliche Herr, der sich einbildete und rühmte, an seine Bücher in der Studierstube komme nie eine fremde Hand und er staube sie immer persönlich ab, pflegte je einmal im Jahr auf länger als einen Tag zu verreisen, wenn er nämlich in Baden-Baden sein Gliederweh pflegte. Diese günstige Gelegenheit wußte dann seine Schwester, die ihn haushielt, jeweils gut zu benutzen, indem sie das Studierzimmer gründlichst putzte und lüftete, kurz „ausmistete“, wie sich der Mesner in tadelnswerter Leichtfertigkeit ausdrückte. Bei diesem heiligen Reinigungswerk durfte nun aber auch Bas Kathel alljährlich mithelfen. Belohnt wurde sie dafür nicht nur durch die menschenmüßigste Befriedigung über solche hohe Ehre, sondern auch durch einen nachfolgenden Kaffee mit Kuchen und „Schwäg“.

Also geschah es auch dieses Jahr wieder. Erst kam, wie immer, die Stube im allgemeinen dran; dann wurden die Bücher sauber herausgenommen, abgewischt und wieder genau an ihr bescheidenes Plätzchen zurückgestellt. Wie froh und dankbar glänzten und lächelten alsdann die sauberen Rücken der alten ehrwürdigen Schwarten den beiden Frauen entgegen! Das ganze Zimmer